Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 39 (1960)
Heft: 11-12

Artikel: Afrika und "Afrika"
Autor: Renner, Charles
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-337216

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

CHARLES RENNER

Afrika und «Afrika»

Eine Betrachtung über Afrika nach einer Reise durch Ghana und Dahomey

Diesen Sommer fand in Accra, der Hauptstadt von Ghana, eine internationale Jugendkonferenz der WAY, World Assembly of Youth (auf deutsch «Weltvereinigung der Jugend»), der großen westlichen, nichtkommunistischen Weltjugendorganisation, statt, an welcher der Unterzeichnete als Mitglied der Delegation der «Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft der Jugendverbände (SAJV), in deren Vorstand er von der Sozialdemokratischen Jugend der Schweiz delegiert ist, teilnahm. Über die WAY und die außerordentlich interessante Konferenz sei an anderer Stelle berichtet; hier möchte ich in erster Linie meine Eindrücke über das afrikanische Volk schildern.

Ich glaube, daß man in Ghana ein recht gutes Bild von einem durchschnittlichen, jungen afrikanischen Staat bekommt, denn einerseits ist er nicht in einem hoffnungslos unentwickelten Zustand wie der Kongo zu seiner Unabhängigkeit gekommen, anderseits war Ghana 1957 auch nicht so ausgezeichnet vorbereitet wie Nigeria, das seine völlige Unabhängigkeit erst am 1. Oktober dieses Jahres erreichte.

Wenn ich im Titel dieses Berichtes den Anspruch erhebe, etwas über das eigentliche Afrika im Gegensatz zu dem «Afrika», das unsere Zeitungen bevölkert, aussagen zu können, dann nur unter obenstehendem Gesichtswinkel, nur weil meines Erachtens ein ganz alltägliches Ereignis in Ghana – ein Ausschnitt aus dem bunten Marktleben, der Eifer, mit dem Bildungsstätten, Volksschulen und Universitäten gebaut werden, oder ein Palaver tief im Busch – Afrika viel besser charakterisiert als die Ereignisse im Kongo, die ganz eindeutig durch das, gelinde gesagt, asoziale Verhalten von Europäern direkt hervorgerufen wurden, also kein «afrikanisches Produkt» sind. Ich möchte mit meinem Bericht nur an dieses andere Afrika erinnern, das im Rummel der Schlagzeilenpresse nicht zur Geltung kommt, und bilde mir keineswegs ein, durch meinen kurzen Besuch ein Kenner Afrikas geworden zu sein; dazu würden auch einige Jahre Afrikaaufenthalt nicht genügen. Einzig eine Generation Weiße, die von Jugend an in Afrika im Verhältnis echter Partnerschaft aufwuchs und den Gedanken der Apartheid nicht kennt, könnte wohl im hohen Alter etwas wirklich Gültiges über dieses «eigentliche Afrika» aussagen. Meine Schilderung, die sich weitgehend auf die Wiedergabe von Eindrücken und Erlebnissen beschränkt, ist deshalb subjektiver Natur und entbehrt eingehender Studien.

Während zweieinhalb Wochen waren wir in der Universität Accra, die

sich 20 km vor Accra inmitten der Steppen- und Buschlandschaft befindet, einquartiert. Diese Universität ist nach englischem Muster gebaut und kann nicht mit unsern schweizerischen Universitäten verglichen werden. Sie bildet ein abgeschlossenes Dorf, das sich vom Haupteingang über fast zwei Kilometer bis zu dem einen Hügel krönenden Auditorium Maximum hinauf hinzieht. Es finden sich neben zwei Bankfilialen und dem PTT-Gebäude auch ein Warenhaus und andere Unternehmungen, wie zum Beispiel die Ablage einer Waschanstalt, mitten zwischen den einzelnen Fakultäten, die jeweils mit den zugehörigen Studentenlogis einen abgeschlossenen Gebäudekomplex bilden. Alle Studenten haben Einheitseinerzimmer, die auch uns als Unterkunft dienten. Die Einrichtungen sind einfach, aber zweckmäßig. Eine gute Duscheinrichtung darf im tropischen Klima nicht als übertriebener Luxus gewertet werden. Zwischen und innerhalb der Fakultäten befinden sich große Grünanlagen, die uns durch ihren tropischen Pflanzenbestand begeisterten. Das schmucke Aussehen der Universität wird von den Afrikanern durch sorgfältigen Unterhalt bewahrt.

Die Stadt Accra selbst bietet ein Bild des verwirrenden Durcheinanders zwischen Afrikanischem und Europäischem. Hochhäuser mit Banken und modernen Warenhäusern, wo fast alle Artikel unserer Warenhäuser auch vorhanden sind, stehen inmitten primitiver, winziger Hüttchen. Es ist dies ganz allgemein der Stil ehemals englischer Kolonialgebiete, während in den ehemals französischen Gebieten moderne Europäerviertel von primitiven Eingeborenenvierteln deutlich zu unterscheiden sind. Das Zentrum der Stadt bilden zwei besonders markante Orte; einerseits der Markt, wo ein unglaublicher Betrieb herrscht, und anderseits der Busbahnhof, wo auf einem großen Platz neben überdachten Unterständen alle Buslinien, die bis einige Dutzend Kilometer in die Vororte führen, endigen. Überall hat es Straßenhändler und -händlerinnen, welch letztere ihre Waren in breiten Körben auf dem Kopf herumtragen, und dazwischen, wo immer ein klein wenig freier Raum bleibt, hat es Kinder; Kinder jeden Alters, teils mehr schüchtern, teils reichlich keck und zudringlich, genau wie bei uns. Ich liebte es, stundenlang in diesem lebendigen Knäuel ganz allein herumzuschweifen, das pulsierende Leben um mich herum zu studieren und mir meine Gedanken zu all den kleinen Ereignissen und Eigenarten, denen ich begegnete, zu machen.

Wie oft dachte ich bei diesen Streifzügen durch die Stadt an all die lieben Bekannten und Freunde in der Schweiz, die mir ängstlich von der Reise abrieten, da man doch besonders im jetzigen Zeitpunkt in Afrika Gefahr laufe, gelyncht zu werden. Ich stellte sowohl in Ghana wie auch nachher in Dahomey nicht die geringste Spur von Rassenhaß fest. Im Gegenteil! Die Bevölkerung ist dort viel freundlicher als beispielsweise hier in der Schweiz. Wenn man sich nach dem Weg erkundigt, erhält man normalerweise nicht eine fragwürdige «links, rechts, grad, rechts, links»-Auskunft,

sondern der Gefragte begleitet einen, bis ein Abirren vom Weg nicht mehr möglich ist. Bei der Bushaltestelle mußten wir weißen Gäste nie hinten an der Schlange anstehen; stets wurde uns sofort von einem Afrikaner ein Billett verschafft, und zwar ohne ein Trinkgeld anzunehmen oder gar den Versuch, zu mogeln. Wohl aber wurden wir bei solchen Gelegenheiten gefragt, woher wir kämen und wie es uns im Gastlande gefalle.

Wir taten selbstverständlich unserseits das möglichste, die Afrikaner nicht zu verletzen. Wenn sich Afrikaner, vor allem ältere Frauen, gegen das Photographiertwerden zur Wehr setzen, geschieht dies nicht aus Unfreundlichkeit, sondern weil abergläubische Vorstellungen sie ängstigen. Anderseits bereitet das Photographiertwerden vor allem der jungen Generation reichlich Spaß. Wenn man für einen Schnappschuß nicht genügend schnell abdrückt, riskiert man, daß sie alle in Pose gehen und sich auf ihre Art möglichst vorteilhaft auf den Film bringen wollen. Da ich solche gestellte Szenerien nicht besonders schätze, simulierte ich dann jeweils ein Abdrücken, und damit waren zumindest sie befriedigt. Solche Kleinigkeiten wurden leider von den Kolonialisten meist nicht beachtet, dabei ist gerade der Afrikaner dafür besonders empfindlich.

Vier öffentliche Gebäude verdienen in Accra besondere Erwähnung: Das hochinteressante Landesmuseum, das Obergericht, das Parlamentsgebäude mit Nkrumah-Statue im Park und der Triumphbogen, den sie 1957 für die Unabhängigkeitsfeiern errichteten und dem das Pariser Vorbild Pate gestanden haben dürfte, welches ja seinerseits eine Kopie der römischen Bogen ist. Cäsaren werden nie aussterben . . .

Wir gedachten einmal einer Sitzung des Parlaments beizuwohnen, wurden aber nicht alle zugelassen, da das Protokoll auch für simple Tribünenbesucher Veston und Krawatte (bei tropischem Klima!) oder Nationalgewand vorschreibt.

An dieser Stelle möchte ich noch ganz allgemein einige Besonderheiten afrikanischer Politik nennen, wie sie mir vor allem im Verlaufe der Konferenz aufgefallen sind. Die Afrikaner kennen keine politischen Parteien in unserem Sinne des Wortes, das heißt Parteien, die eine bestimmte Schicht, eine Klasse oder eine ideologische Gruppierung repräsentieren. Ihre Parteien sind nationalistisch und supernationalistisch. Sie wurden allesamt zur Erringung der Unabhängigkeit geschaffen und unterschieden sich in erster Linie durch den programmierten Weg, wie die Unabhängigkeit erreicht werden sollte. Oft teilen sich die Anhänger auch nach Regionen oder Stämmen in die Parteien auf. Wir europäischen Beobachter können uns des Eindrucks nicht erwehren, es fehle diesen «Unabhängigkeitsparteien» nun, da sie ihr Gründungsziel erreicht haben, am nötigen innenpolitischen Standort. Sie bekämpfen sich oft nicht aus eigentlich politischen Gründen, sondern um Machtpositionen halten oder erringen zu können. Dabei dürfen wir aber

nicht vergessen, daß eine direkte Demokratie, wie wir sie in der Schweiz haben, für Afrika nicht oder zumindest noch nicht in Frage kommt, da das traditionsgebundene, von uns aus gesehen egoistische und undemokratische Stammesdenken dies nicht zuläßt. Dazu ist besonders unter der älteren Generation das Analphabetentum noch zu weit verbreitet.

Auch die Gewerkschaften bedürfen in Afrika noch einer starken Konsolidierung; es fehlen ihnen im Moment meines Erachtens noch die großen Nationalökonomen, die die Wirtschaftslage des Landes überblicken können. Wenn Lohnforderungen gestellt werden, dann stets 50 oder 100 Prozent. Freilich betragen die Löhne nur einen Bruchteil der europäischen. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß die Produktivität des Arbeiters in Europa enorm viel höher liegt. Wenn sie einmal durch Schulung einen gewissen Leistungsstandard und durch Organisation eine erhebliche Produktivität erreicht haben, dann läßt sich eine massive Erhöhung der Einkommen auch wirklich durchführen, ohne den Finanzhaushalt des Staates zu erschüttern, wie es jetzt der Fall zu sein scheint.

Daß die oft reichlich diktatorischen Regierungen fast durchweg sehr sozial eingestellt sind und Programme für Allgemeinbildung und Volkswohlfahrt enorm fördern (sie nennen sich sehr oft «marxistisch», was nicht in einem zu engen Sinne des Wortes aufgefaßt werden darf), ist sehr erfreulich. Ich unternahm auf einem meiner Streifzüge ganz unangemeldet einen Schulbesuch in einer der vielen kleinen Schulen Accras. In einer Klasse wurde mit Eifer buchstabiert; in einer andern befaßte man sich gerade mit dem nicht allzu leichten ghanesischen Geldsystem, das genau dem englischen Pfund-Shilling-Penny-System entspricht. Es wurde mir versichert, daß jedes Kind im Süden des Landes die Möglichkeit habe, eine Schule zu besuchen. Da der Drang nach Wissen außerordentlich stark ist, werden, obschon der Schulbesuch freiwillig ist, in Accra und Umgebung, abgesehen von den Fischerfamilien, fast alle Kinder von der Schulung erfaßt. Ich hatte den festen Eindruck, daß auf diesem Gebiet Großes geleistet wird.

Was uns anderseits ganz besonders unangenehm auffiel, das ist das Unvermögen der Afrikaner, etwas zu organisieren. Das ist zwar insofern verständlich, als früher alle organisatorische Arbeit von Europäern durchgeführt wurde und man den Afrikanern nur die Ausführung der Programme überließ. Wir gewöhnten uns bald einmal daran, eine gute Stunde zu warten, sei es nun auf einen Empfang durch einen Distriktgouverneur oder – der häufigste Fall – auf einen Bus. Dabei sei allerdings der Gerechtigkeit halber vermerkt, daß die «Städtischen Verkehrsbetriebe» von Accra die Abfahrzeiten fast auf die Sekunde einhielten. Was sich aber die privaten Transportunternehmungen leisteten, sei gleich an einem Beispiel erläutert. Für unsere Fahrt nach Konferenzschluß von Accra nach Cotonou (Hauptstadt von Dahomey) wurde die Abreise auf morgens acht Uhr festgesetzt. Obgleich wir

am Abend vorher noch bis spät in die Nacht tagten, mußten wir also kurz nach sieben Uhr aufstehen. Um acht Uhr begannen wir zu warten – bis zehn Uhr. Dann kam ein Car und führte uns in einen andern Teil der Universität. Dort ging das Warten weiter, bis um 12 Uhr endlich anstelle des bestellten und vertraglich zugesicherten großen Cars zwei winzige Busse kamen, in denen auch bei Benützung der Notsitze nicht alle Platz fanden. So fuhren wir denn los Richtung Dahomey. Weit kamen wir allerdings nicht, denn bereits nach einem halben Kilometer schaltete einer der Chauffeure anstelle des vierten Ganges den Rückwärtsgang ein. Da das Getriebe den Schock nicht aushielt, bewegten wir die Afrikaner dazu, uns mit dem heil gebliebenen Bus in zwei Schüben in die Universität zurückzubringen, wo wir das Mittagessen einnahmen. Nachmittags um zwei Uhr starteten wir dann – mit sechs Stunden Verspätung – endgültig.

In Dahomey reisten wir während einer Woche kreuz und quer im ganzen Land herum. Dabei führte neben obgenannten Gründen auch noch ein weiterer unglücklicher Umstand zu einer bedauerlichen Mißstimmung unter den Reiseteilnehmern. Unsere afrikanischen Kameraden hatten keine Ahnung, was uns Europäern, das heißt uns abenteuerlustigen Jugendlichen, interessieren könnte. Sie boten uns neben dem vielen Warten unzählige Empfänge und organisierten Bälle, die wir höflichkeitshalber besuchten, obschon wir vom anstrengenden Herumreisen stark ermüdet waren und am nächsten Tag jeweils ganz früh unser Programm wieder aufnehmen mußten.

So ganz nebenbei – oft fast zufällig – sahen wir dennoch die herrlichsten Dinge. Beispielsweise war für uns das königliche Museum in Abomey (Dahomey) eine große Überraschung. All die kultischen Geräte und Gebrauchsgegenstände aus vergangenen Jahrhunderten, die dort sorgfältig gesammelt sind, luden zum längeren Verweilen und intensiven Studium ein. Aus der Fülle der Gegenstände möchte ich speziell die alten Königsstühle erwähnen, deren gesamtes Gewicht zuunterst auf Schädeln überwältigter Feinde ruht. Auch die Textilweberei und die Stickerei müssen an dieser Stelle erwähnt werden. In leuchtenden Farben werden hier uralte Symbole, vor allem aus dem kultischen Leben, alte Sagen und Gleichnisse aus dem Alltag wiedergegeben. Die für diese Besichtigungen festgesetzte Zeit war leider stets viel zu kurz, um die interessanten und prächtigen Gegenstände in Muße gebührend bewundern und studieren zu können. Neben dieser alten, meist direkt mit den heidnischen Vorstellungen und Gebräuchen verbundenen Kultur gibt es auch eine moderne Kunst, die, obwohl natürlich von außen stark beeinflußt, doch einen eigenen Charakter hat und mir sehr gut gefiel, als wir ihr bei der Besichtigung der Kunstgewerbeschule in Winneba begegneten.

Am eigenartigsten berührte mich die Besichtigung des Pfahlbauerdorfes Ganvie in der Nähe von Porto Novo, der ehemaligen Hauptstadt des kolo-

nialen französischen Dahomey (heute ist Cotonou Hauptstadt des unabhängigen Staates). In dieser, noch durchweg bewohnten, ziemlich großen Pfahlbausiedlung fühlte ich mich nicht eigentlich in weiter Ferne von zu Hause, sondern um viele Jahrtausende in der Geschichte zurückversetzt, denn so muß es wohl auch bei uns vor langer Zeit einmal ausgesehen haben. Fast eine halbstündige Pyrogenfahrt vom Festlande entfernt, erhob sich diese Siedlung in der Abenddämmerung vor uns aus dem Wasser; ohne elektrischen Strom, ohne Frischwasserzufuhr, so wie sie schon vor Urzeiten gewesen sein dürfte. Wir wurden vom Chef der Siedlung offiziell empfangen. Von den übrigen Häuschen, die meist voneinander getrennt stehen und nur durch den Wasserweg miteinander verbunden sind, unterscheidet sich das Häuptlingslogis nur dadurch, daß es zweistöckig gebaut ist, so daß man vom Fenster aus einen weiten Blick über die Dächer der Siedlung hat, was wir während der Ansprache des Häuptlings, die mühsam vom Eingeborenendialekt auf Französisch und Englisch übersetzt werden mußte, in vollem Maße genossen. Hernach wurde uns ein frischer Trunk offeriert, den wir anstandshalber aus den Gläsern tranken, obgleich das direkte Trinken aus der Flasche hygienischer gewesen wäre; aber schließlich waren wir ja gegen Typhus geimpft! Die Gläser waren zwar sicher nicht mit dem verschmutzten Seewasser in Berührung gekommen, denn man sah ihnen an, daß sie kaum jemals abgewaschen wurden.

An einem Abend wurde ich von einem afrikanischen Kameraden aus Cotonou, der in einer benachbarten Stadt als Lehrer tätig ist, zu seinen Eltern zum Nachtessen eingeladen. Zu meiner Überraschung führte er mich in einen «Gebäudekomplex» aus kleinen Bambushütten. Hier wurde ich von der ganzen Familie und Verwandtschaft, insgesamt etwa zwanzig Personen, begrüßt. Vermutlich war ich der erste weiße Gast, der in diesem Hause bewirtet wurde. Erstaunlicherweise konnten aber fast alle (auch seine Eltern mittleren Alters) recht ordentlich französisch sprechen. Offenbar hatte ihnen mein Kamerad, der als gut ausgebildeter Lehrer der für Afrika unendlich wertvollen jungen Generation angehört, in seiner Mußezeit Privatstunden erteilt. Das Mahl bestand aus mehreren Gängen, unter denen sich glücklicherweise auch europäische Gerichte befanden. Nicht daß die echt afrikanischen Gerichte schlecht wären, aber wir sind an ihre überaus scharfen Gewürze, in deren Durchmischung die Afrikaner wahre Meister sind, nicht gewohnt. Bei Petrollicht plauderten wir nach dem Essen lange Zeit in aller Gemütlichkeit, um dann noch zu einem Rundgang durch die nächtliche Stadt bis an den hellerleuchteten Hafen, in dem Tag und Nacht Überseeschiffe beladen und entladen werden, aufzubrechen.

Eine mehrtägige Exkursion in den hohen Norden von Dahomey, also in die von der Küste am weitesten entfernten Gebiete, gehörte zum Interessantesten, was uns geboten wurde. So fanden wir in Natitingou Lebensverhält-

nisse, die von der Invasion europäischen Gedankengutes und amerikanischer Waren noch in keiner Weise berührt wurden. Die Behausungen der Bewohner dieses Gebietes, meist Bauern mit primitivem Ackerbau und Kleinviehzucht, haben ein eigenartiges burgähnliches Aussehen. In die rechteckige Hausmauer aus lehmiger Erde ist eine Anzahl runde Türme eingebaut, die das untere Stockwerk ungefähr anderthalb Meter überragen. Das «Parterre» besteht aus einem einzigen fensterlosen, etwa zweieinhalb bis drei Meter hohen Raum, in dem sich das Kleingetier, hauptsächlich Hühner und eine Art Schafe, frei tummelt. Licht dringt nur durch den Eingang von außen und durch den Aufstieg auf die Terrasse ein. Das Dach dieses Raumes bildet die ungedeckte Terrasse, die als Aufenthaltsort der Familie dienen kann. Die Türme, welche die Terrasse durchstoßen, haben auf gleicher Höhe ebenfalls einen Boden, so daß sich in jedem Turm ein runder Raum von ungefähr zwei Metern Durchmesser und einem Meter Höhe ergibt, der, von der Terrasse durch ein Loch zugänglich, als Schlafraum dient, der größte den Eltern, die kleineren den Kindern. Der kleinste dieser Turmräume dient als Vorratsbehälter. Sein Dach kann abgehoben werden, worauf in seinem Innern eine Reihe großer Schalen mit Lebensmittelvorräten, wie zum Beispiel Mais, zugänglich wird. Wenn die Kinder «erwachsen» geworden sind, das heißt mit etwa zwölf Jahren, bauen sie sich ein eigenes «Schloß» in der Nähe der Verwandtschaft, um eine eigene Familie gründen zu können. So geschieht es seit Jahrtausenden. Wie lange wird es noch so bleiben?

Tief im Busch spürten wir in kleinen, weit von der Hauptstraße Abomey nach Parakou abgelegenen Dörfchen der einheimischen Schnitzerkunst nach. Mit unseren kleinen Cars kamen wir auf dem holprigen, oft von tiefen Gräben durchzogenen und mit Gras bewachsenen Buschweg nur langsam vorwärts. Da die Autos hart gefedert waren und wir auf bloßen Holzsitzen saßen, zwangen uns die schlechten Wege, des öftern Zwischenhalte einzuschalten, was wir zu Abstechern in die nahen Dörfer benutzten. Stets stießen wir dabei von neuem auf Dinge, die unser Interesse verdienten. Da die Mission noch nicht bis in diese Gebiete vorgedrungen ist, stießen wir überall auf eigenartige Fetische, die oft in großer Anzahl die Hütten umgeben, um böse Geister fernzuhalten. Nachts boten die an den wichtigeren Straßen gelegenen Dörfer ein Bild von außerordentlich eindrücklicher Pracht. Hunderte winziger Öllämpchen erhellten die Tischchen der Straßenhändler, die auch nachts emsig ihre Geschäfte tätigen. Unsere Ankunft verursachte jeweils große Aufregung, da unsere Kaufkraft sehr viel größer war als die der einheimischen Kundschaft. Wir kauften denn auch Unmengen Erdnüßchen, Bananen, Orangen und andere Früchte zu unglaublich tiefen Preisen.

Beinahe verpaßten wir das Charterflugzeug, das uns nach Europa zurückbringen mußte. Am Tage unserer Rückreise von Cotonou nach Accra brach nämlich in Dahomey ein 24stündiger Generalstreik aus, der natürlich

auch die Transportorganisationen lahmlegte. Die Arbeiter und Angestellten, die für eine Verbesserung der Sozialinstitutionen kämpften, veranstalteten einen großen Demonstrationsumzug. Ein Teil verbrachte die restliche Zeit mit friedlichem Bocciaspiel auf der Straße, da es der Regierung nicht einfiel, die Streikenden durch Militär aufzuhetzen. Solcher Unsinn bleibt europäischen Regierungen vorbehalten. Glücklicherweise konnte ein städtischer Bus mit Chauffeur aufgetrieben werden. Aber nochmals war unsere Abfahrt in Frage gestellt, denn ein Teil von uns streikte ebenfalls. Sie taten ihr Bestes, eine Bocciapartie gegen die streikenden Afrikaner zu gewinnen.

Schon vor meiner Afrikareise befaßte ich mich ziemlich eingehend mit der Frage der Hilfe an Entwicklungsländer. Als Mitglied des Schweizerischen Hilfswerkes für außereuropäische Gebiete (SHAG) erhielt ich einen recht guten Einblick in die Größe und enorme Dringlichkeit dieses Problems wie auch in die Möglichkeiten eines intensiven bilateralen schweizerischen Beitrages. Der verhältnismäßig geringe Betrag von jährlich einer Million Franken, den die Schweiz für diese bilaterale Hilfe opfert, scheint unsere Möglichkeiten nicht voll auszuschöpfen.

In bürgerlichen Kreisen (außerhalb des SHAG!) stieß ich in letzter Zeit wiederholt auf die Auffassung, die Bereitstellung von finanziellen Mitteln für die Entwicklungshilfe habe in erster Linie als Kampf gegen den Kommunismus zu geschehen. Nach meiner Kontaktnahme mit dem zukunftsgläubigen afrikanischen Volke empfinde ich diese egoistische Einstellung als moralisch unhaltbar. Wo bleibt da die vielgepriesene christliche Nächstenliebe? Wenngleich es erfreulich ist, daß diese Kreise aus dem rein negativistischen Wortgefecht herausgetreten sind und die Notwendigkeit einer aktiven Konkurrenzierung des Kommunismus eingesehen haben, so muß die Entwicklungshilfe dennoch in erster Linie als Tat internationaler Solidarität, im Zeichen der Anerkennung unserer Verantwortung für die Zukunft des schwarzen Kontinents geschehen.

Die materiellen Unterschiede zwischen Europa und Afrika, gepaart mit einem unaufhaltbaren Drang der Afrikaner, unseren technischen und wirtschaftlichen Vorsprung einzuholen, stimmten mich auf meiner Reise oft etwas nachdenklich. Die freundliche, offene Natur der Afrikaner, ihre Bereitschaft zu echter Partnerschaft gaben mir die Hofnung, daß die Probleme gelöst werden können, wenn wir uns positiv dazu stellen.